



Sendung vom 29.07.1999

Dr. Otto Gritschneder
Rechtsanwalt und Autor
im Gespräch mit Isabella Schmid

- Schmid:** Ich begrüße Sie sehr herzlich bei Alpha-Forum, unser Gast ist heute Otto Gritschneder, Anwalt, Autor und kritischer Beobachter unseres Jahrhunderts. Herzlich willkommen, Herr Dr. Gritschneder, ich freue mich, daß Sie da sind.
- Gritschneder:** Grüß Gott.
- Schmid:** Einer Ihrer am häufigsten zitierten Sätze lautet: "Wer in der Demokratie schläft, wacht in der Diktatur auf." Was motiviert Sie persönlich immer wieder, den Menschen von Ihren Erfahrungen im Dritten Reich zu erzählen? Sie halten ja auch Vorträge vor Schülern: Was ist dabei Ihre persönliche Motivation?
- Gritschneder:** Wenn man gesund ist und ein relativ hohes Alter erreicht hat, kann man sich verpflichtet fühlen, seine Erfahrungen mitzuteilen. Wenn ich mir die jungen Leute so ansehe, dann bedaure ich oft, daß sie so wenig wissen, daß sie den Verführungen der Politiker anheimfallen und daß sie allen möglichen Scheinzielen nachjagen. Im Grunde müßten sie statt dessen überlegen, was eigentlich das Wichtigste ist – so, wie es schon im Katechismus heißt: Wozu sind wir auf Erden? Denn das Leben muß ja einen Sinn haben. Das Woher und Wohin und vor allem das Wozu sollte man sich in Ruhe überlegen. Es gibt da eben eine göttliche Schöpfungsordnung, zu der vor allem auch die Gerechtigkeit gehört, die ja das Gebiet meines eigentlichen Berufs darstellt. Es muß eben jemand, der dazu in der Lage ist, etwas sagen, damit die Leute rechtzeitig draufkommen, was alles zu tun ist, um eine Diktatur zu vermeiden. Ich habe ja das Dritte Reich sehr bewußt erlebt und Gott sei Dank auch überlebt: Ich weiß daher, was notwendig ist, um zu vermeiden, daß so ein Verbrechersystem wieder ans Ruder kommt.
- Schmid:** Wie sind Sie selbst erzogen worden? Welche Stimmung gab es bei Ihnen im Elternhaus? Was konnten Ihnen Ihre Eltern vermitteln?
- Gritschneder:** Das war ein ganz normales Elternhaus auf der Schwanthalerhöhe in München. Mein Vater war königlich-bayerischer Eisenbahnsekretär und ist dann Inspektor geworden, meine Mutter stammt aus Ingolstadt. Das war eine ganz normale Familie in relativ bescheidenen Verhältnissen. So luxuriös wie heute ging es damals nicht zu. Im Winter wurden die alten Schuhe noch einmal gedoppelt, und im Sommer ist man barfuß gegangen. Wir hatten keine Not zu leiden, aber die Mutter mußte mit dem Geld schon genau haushalten. Wir waren zwei Kinder - mein Bruder Max, der dann Jesuitenpater geworden ist, und ich –, und wir können uns für eine normale Erziehung in einer normalen Umgebung sehr bedanken. Wir hatten damit wirkliches Glück. Die Mutter hatte den Ehrgeiz, daß die Kinder ins Gymnasium kommen - so wie Mütter eben nun einmal sind. Sie hat veranlaßt, daß wir das „Wittelsbacher Gymnasium“ besuchten. Das haben wir dann eigentlich auch recht reibungslos geschafft. Wir haben gesund und

bescheiden - nicht ärmlich, aber bescheiden – gelebt. Darüber gibt es also eigentlich gar nicht so viel zu erzählen.

Schmid: Während der Schulzeit an diesem Gymnasium haben Sie einmal einen Direktorsverweis bekommen: Was hatte es damit auf sich?

Gritschneider: Ja, das war am 23. März 1933, an diesem verlogenen "Tag von Potsdam", an dem Hitler und der Reichspräsident eine mordsmäßige Schau mit der sogenannten „Machtübernahme“ abgezogen haben. Dazu ist befohlen worden, eine Schulfeier abzuhalten: mit schön verlogenen Reden. Am Schluß wurde dann noch das Deutschlandlied gesungen, und an sich war damit gemäß dem Programm diese Sache zu Ende. Besonders nazistische Schüler haben aber sofort im Anschluß daran noch das Horst-Wessel-Lied angestimmt. Daraufhin haben wir aber den Saal verlassen und "Pfui" geschrien und protestiert: Der Religionslehrer Holzner, ein paar weitere Lehrer und ungefähr 20 Schüler sind da mit hinausgegangen. Das haben die Nazis natürlich übel vermerkt, und am nächsten Tag kam dann die Polizei und hat danach gefragt, was los gewesen wäre. Die Professoren haben uns weitgehend gedeckt und das Ganze lediglich als Unfug bezeichnet, so daß wir nur einen Direktorsverweis bekommen haben. Aber man hätte uns dafür auch genauso gut ins KZ stecken können, denn damals gab es das Konzentrationslager bereits. Wir haben also einen Direktorsverweis wegen Störung einer Schulfeier erhalten und sind damit nach heutigen Begriffen relativ gut weggekommen.

Schmid: Nach dem Krieg haben Sie ja versucht, daß dieser Direktorsverweis vom Kultusministerium offiziell annulliert werden sollte.

Gritschneider: Ja, natürlich, weil dieser Verweis ja ungerecht war. Denn wenn jemand gegen die Nazis Stellung bezogen hat, dann war er damit natürlich im Recht. Dieser Verweis war also ungerecht, aber das Kultusministerium, das ja sowieso manche Wünsche offen läßt, hatte dafür kein Organ und sagte lediglich: "Das war eine Disziplinarmaßnahme, die Schulzeit ist vorbei, und da kann man nun nichts mehr machen." Sie haben sich also geweigert, diesen Verweis in aller Form aufzuheben. Ich wollte dann nicht auch noch Gerichte deswegen bemühen – wozu ich sowieso gar keine Zeit gehabt hätte. Ich stelle jedenfalls fest, daß das Kultusministerium nichts dagegen getan hat. Hinsichtlich des Kultusministeriums sehe ich sowieso einige Probleme, aber das können wir auch ein andermal besprechen. Aber es war so, wie Sie sagen: Sie haben sich geweigert, den Verweis aufzuheben.

Schmid: Sie haben ja als Oberprimaner selbst auch einmal eine dieser Hetzreden von Hitler im "Zirkus Krone" miterlebt. Wie hat das damals auf Sie gewirkt?

Gritschneider: Das kann ich Ihnen leicht beschreiben. Neben dem „Wittelsbacher Gymnasium“ befindet sich in geringer Entfernung der "Zirkus Krone". Hitler hat dort am 7. September 1932, also ein halbes Jahr vor der sogenannten „Machtübernahme“, eine "große" Rede gehalten. Ein bißchen neugierig, wie man eben als Achtzehnjähriger so ist, habe ich mir diese Rede angehört. Ich stand ungefähr zehn Meter von Hitler entfernt und bin erschrocken über diese Hysterie, diese Schreierei und Bellerei, die zwei Stunden lang gedauert hat. Pater Rupert Mayer hat in seinen Erinnerungen Hitler als Hysteriker reinsten Wassers bezeichnet. Diese Bezeichnung stimmt wirklich genau: Er war ein hysterischer Gewaltpsychopath. Er hatte eine deutliche Stimme und machte auch allerhand Sprüche: Die Leute haben gebrüllt und getobt. Ich bin wirklich erschrocken und dachte mir: "Wenn der jemals an die Macht kommen oder in der Politik etwas zu sagen haben sollte, dann wird mir angst." Seitdem habe ich diesen Narren, nein, das ist eigentlich noch zu gering formuliert, seitdem habe ich diesen Gewaltpsychopathen verfolgen müssen, und am 30. Januar mußte ich dann mit Schrecken feststellen, daß der völlig vergreiste Reichspräsident Hindenburg genau den zum Reichskanzler macht. Die Folgen davon sind ja bekannt. Ich habe also

leider recht behalten – und hatte nun Mühe, in den folgenden zwölf Jahren meinen Kopf aufzubehalten.

Schmid: Sie haben sich dann entschlossen, Jura zu studieren. Für einen Nazigegner war das nicht unbedingt ein aussichtsreiches Studium. Was hat Sie trotzdem dazu bewogen?

Gritschneider: Ich halte die Gerechtigkeit für ein Grundprinzip der Schöpfung, für ein notwendiges Grundprinzip, damit die Menschen überhaupt miteinander leben können. Mir war klar, daß das mit den Nazis nicht ewig dauern wird, denn wer so verrückt anfängt... Ich habe dann von 1933 bis 1936 studiert - in diesen Jahren war die Universität noch einigermaßen in Ordnung – und wurde dann Referendar. Ich war als Gerichtsreferendar bei Gerichten beschäftigt und mußte – auch am Sondergericht – Verteidigungen übernehmen. Im Jahr 1939 habe ich dann mein Examen bestanden und wollte Anwalt werden. Aber man hat mir gesagt: "Sie sind ja nirgendwo mit dabei, Sie sind intellektuell verbildet, konfessionell verhetzt und politisch unzuverlässig. Wir lehnen Ihr Gesuch daher ab." Im August 1939 bekam ich vom Reichsjustizministerium diesen schönen Brief, daß mein Gesuch abgelehnt wurde. Ich habe dann später noch einmal ein Gesuch eingereicht, und daraufhin wurde mir gesagt, daß man das nach dem Krieg noch einmal prüfen würde, wenn ich mich dann unter Angabe meiner Auszeichnung und Verletzungen noch einmal melden sollte. Man bot mir aber an, sofort in Polen Staatsanwalt zu werden: Ich sollte mich dadurch bewähren. Die Tätigkeit als Staatsanwalt in Polen wäre also eine Art von Bewährungsmöglichkeit für mich. Ich hatte große Mühe, das abzulehnen, denn als Staatsanwalt in Polen hatte man sich ja z. B. mit solchen Dingen zu beschäftigen: Wenn ein Pole einem deutschen Schäferhund einen Fußtritt verpaßt hat, dann wurde ihm das als Verbrechen gegen das Deutschtum ausgelegt. Diese sogenannte „Rechtsprechung“ war in Wirklichkeit eine Unrechtsprechung: Die Gerichte waren lediglich terroristische Gehilfen des Naziregimes und keinesfalls Diener der Gerechtigkeit. Das konnte ich also mit einiger Mühe ablehnen. Mein Gesuch wurde jedenfalls abgelehnt, weil man mit mir nichts anfangen konnte. Ich habe dann Latein-Nachhilfeunterricht gegeben, Unterricht für alle Schüler, die das lernen wollten – oder auch nicht wollten. Im Herbst 1939 wurde ich dann zu diesem Verbrecherunternehmen eingezogen, das unter dem Tarnnamen "Wehrmacht" in der Weltgeschichte bekannt geworden ist. Ich hatte dann Mühe, die folgenden fünfzehn Jahre zu überleben: Mühe und Glück, denn eigentlich müßte ich natürlich schon längst tot sein.

Schmid: Während Ihrer Studienzeit haben Sie Redakteure einer Jesuiten-Zeitschrift kennengelernt, und Ihr Bruder wurde selbst Jesuitenpater: Mit welchen Ideen sind Sie da konfrontiert worden? Von welchem Weltbild sind Sie da beeinflusst worden?

Gritschneider: Von den Nazis bin ich natürlich überhaupt nicht beeinflusst worden.

Schmid: Ich meinte die Jesuiten.

Gritschneider: Richtig, gegenüber der Universität war die Redaktion der "Stimmen der Zeit", der wissenschaftlichen Zeitschrift der Jesuiten. Dort habe ich Pater Pribilla, Pater Anton Koch und Ivo Zeiger kennengelernt. Dort habe ich dann eigentlich das nachgelernt, was auf der Uni zu der Zeit eben fehlte: Mir wurden naturrechtliche und philosophische Schriften in die Hand gegeben. Dem verdanke ich eine gute Ergänzung der Dinge, die die Universität ihren Studenten schuldig geblieben ist. Ich bin ein Anhänger der Naturrechtslehre, denn der Rechtspositivismus ist ja ein Unsinn. Ich dachte mir nämlich damals schon, daß das, was im Reichsgesetzblatt steht, nicht automatisch gelten könne und eigentlich erst an den Koordinaten der Gerechtigkeit zu überprüfen wäre. Bei den Jesuiten habe ich wirklich

einiges gelernt, das ist richtig. Das wurde mir von den Nazis auch übelgenommen, denn in meiner Personalbeschreibung stand ja: Ich sei jesuitisch, hinterkünftig, unzuverlässig usw. Weiter hieß es: "Es wäre zu bedauern, wenn es Gritschneder je gelänge, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen." Da hatten die Nazis völlig recht.

Schmid: Sie haben dann ja auch den Prozeß gegen den Jesuitenpater Rupert Mayer verfolgt.

Gritschneder: Ja, Pater Rupert Mayer war ein persönlicher Freund von mir und ein Bundesbruder. Ich bin ja Mitglied der katholischen Studentenverbindung "Aenania" – Pater Rupert Mayer war dort auch mit dabei. Ich bin in diesen Prozeß gegangen und hatte das Gefühl, daß man da eigentlich mitschreiben müßte: Was ich dann auch gemacht habe. Ich konnte sogar die Gestapo dazu bewegen, mich nicht aus dem Saal zu weisen, weil ich Gerichtsreferendar sei: Dieses Wort hatte nämlich auf sie einen riesigen Eindruck gemacht. Ich habe das also mitgeschrieben und dieses Protokoll dann auch veröffentlicht. Das war ein Musterbeispiel eines tapferen Paters, der den Glauben und die Sittenordnung des Christentums rücksichtslos verteidigt hat. Sein Argument bestand darin, daß sein Vorgehen eine Art von religiöser Notwehr darstellt. Er hat nicht gehetzt oder irgendwie gegen die Nazis geredet, er hat nur gesagt: Wir lassen es uns nicht gefallen, daß die Religion andauernd beleidigt und mißbraucht wird. Das Gericht selbst hat einen ziemlich jämmerlichen Eindruck gemacht, und er bekam dann sechs Monate Gefängnis. Nachdem er danach aber wieder so predigen wollte, hat man Pater Mayer ins KZ gesteckt. Dessen Geschichte habe ich also genau aufgeschrieben. Vor allem das Protokoll dieses Prozesses hat man mir übel genommen. Es hieß: "Er geht zu den Pfaffen nicht nur in die Kirche, sondern auch in den Gerichtssaal." Nun ja, wenn das bereits ein Verbrechen ist, eine öffentliche Gerichtsverhandlung anzuhören... Aber die Dummheit der Nazis kannte ja keine Grenzen: Sie haben sich allen möglichen Unsinn geleistet.

Schmid: Die katholische Kirche hat in der Zeit ja nicht immer eine so rühmliche Rolle gespielt.

Gritschneder: Die katholische Amtskirche hat versagt: Dieses harte Wort muß man hier wohl anwenden. Sie hat kein Wort gegen die Judenvernichtung gesagt. Am 30. Juni 1934 sind ja auch eine Menge Katholiken ermordet worden - Gerlich, Jung, Klausner in Berlin –, da hat sich kein Bischof gerührt. Die Amtskirche hat hier also ein schweres Verschulden auf sich geladen. Vor allem Kardinal Faulhaber hat merkwürdigerweise falsch reagiert. Ich habe hier die Sammlung der Dokumente von Kardinal Faulhaber mitgebracht. Er berichtet selbst über einen Besuch bei Hitler, den er am 4. November 1936 gemacht hat: Da haben sie drei Stunden lang aneinander vorbeigeredet. Der Kardinal hat mir das sogar selbst noch erzählt, weil ich ja gelegentlich bei ihm zu Besuch gewesen bin. Der Kardinal sagte bei diesem Besuch zu Hitler: "Sie sind als Oberhaupt des deutschen Reiches für uns gottgesetzte Obrigkeit, rechtmäßige Autorität, der wir im Gewissen Ehrfurcht und Gehorsam schulden. Herr Reichskanzler haben sogar gesagt, Mißachtung der staatlichen Autorität erschüttere die Achtung vor jeder Autorität. Ich glaube, daß der Autoritätsgedanke in keiner Religionsgesellschaft so stark betont wird, wie in der katholischen Kirche." "Sie sind als Oberhaupt des deutschen Reiches für uns gottgesetzte Autorität": Man muß ja höflich bleiben, um kein allzu parterres Wort zu finden, aber so etwas Widersinniges und Verkehrtes und Kopfschütteln-Erregendes wie diesen Satz des Kardinals habe ich nirgends mehr gelesen.

Schmid: Sie haben das ja an die Öffentlichkeit gebracht: Wie hat denn die katholische Kirche darauf reagiert?

Gritschneder: Überhaupt nicht. Ich habe Herrn Kardinal Wetter geschrieben und ihn

gefragt, was er denn dazu sagt. Er hat mir einen sehr netten Brief zurückgeschrieben, in dem er sagt, daß dieser Satz keineswegs zu verteidigen ist, aber im Jahr 1936 konnte man noch nicht wissen, wie gewalttätig und rechtswidrig sich Hitler entwickeln würde. Das überrascht mich ein bißchen, denn im Jahr 1936 wußte man das natürlich schon. Aber Kardinal Wetter verteidigt diesen Satz natürlich nicht. Man fragt sich nur, warum Faulhaber so etwas Unnötiges und keineswegs Erzwungenes freiwillig sagte. Ja, aber so geht es eben zu: Die Kirche hat auf diesem Gebiet allerhand Schuld durch Vernachlässigung ihrer Pflichten auf sich geladen. Oberhirte zu sein, heißt doch, daß man jedem Schaf, das sich irgendwo verirrt hat, nachgeht. Statt dessen hat Kardinal Faulhaber z. B. schon im April 1933 einem Justizrat aus Augsburg, der eine Liste der katholischen Juden zu ihm brachte, die ins KZ gekommen sind, und der von Faulhaber irgend etwas dazu hören wollte, daß hier getaufte Juden eingesperrt werden, geantwortet, daß man nun etwas anderes zu tun hätte und daß man "jetzt mit dem Mitleid mit den Juden förmlich hausieren geht". Ja, was ist das für ein ungutes Wort? Das hat mich schon erschüttert, und so war ich allein auf mein Gewissen angewiesen und stand mit meiner Meinungsbildung und Lebensführung relativ alleine da. Ich hatte dann natürlich noch ein Riesenglück, daß ich das überhaupt überlebt habe.

Schmid: Als ich Ihre Memoiren durchgelesen habe, war ich auch wirklich oft überrascht – und habe es auch bewundert – , wie mutig und wie unbekümmert Sie agiert haben. Sie haben z. B. in einer wissenschaftlichen Arbeit den Rassentheoretiker Rosenberg widerlegt. Das war doch damals an der Universität eine durchaus gefährliche Sache, wie ich mir vorstellen könnte.

Gritschneder: Ja, in der juristischen Prüfung hatten wir in der Klausur einen Aufsatz zu schreiben über das Thema "Die Ergebnisse der Erb- und Rassenforschung und ihre Bedeutung für die Gesetze und in der Wirklichkeit" – oder so ähnlich. Ich hatte Rosenberg ja gelesen, und ich gehöre damit zu den "fünf" Deutschen, die diese merkwürdige Schrift wirklich gelesen haben. Ich habe in dieser Klausur dann aus dem Gedächtnis ausgepackt, was daran alles falsch ist. Denn das ist ja ein völlig schiefes Werk voller Unrichtigkeiten. Ich hatte das Glück, daß mir der Prüfer, Präsident Welsch, eine sehr gute Note gegeben hat, weil er selbst kein Nazi gewesen ist. Ich habe ihn dann nach dem Krieg besuchen können. Er hat mir gesagt, daß ihm mein Text ziemliche Arbeit bereitet hätte, denn er mußte ja bei Rosenberg nachlesen, ob denn das alles stimmen würde, was ich geschrieben hatte. Er bestätigte mir, daß ich das aber alles mit großer geistiger Selbständigkeit und Gewandtheit dargelegt habe und daß ich deshalb eine gute Note bekommen hätte. Ob ich das heute noch machen würde, weiß ich nicht, denn wenn der Prüfer irgendein Ortsgruppenleiter oder sonst ein Naziheini ist, dann würde ich natürlich aus der Prüfung ausgeschlossen werden. Das war also schon eine etwas riskante Sache. Ich suche den Aufsatz schon seit längerem, kann ihn aber in den Akten nicht mehr finden. Ich weiß aber noch, was ich geschrieben habe: Ich hatte geschrieben, daß die Rassentheorie das Ende der Gerechtigkeit ist, weil die Universität eine humanitäre und keine zoologische Anstalt ist. Das ist doch ein gutes Wort dafür, oder?

Schmid: Ihr Doktorvater ist dann nach dem Krieg ja auch zu Ihnen gekommen und wollte von Ihnen einen sogenannten „Persilschein“ haben, also eine Bestätigung, daß er kein Nazi gewesen war. Auch andere sind in dieser Sache, wie ich glaube, zu Ihnen gekommen.

Gritschneder: Ja, mehrere. Der damalige Prüfungsvorsitzende selbst ist zu mir gekommen. Es kam auch der Strafrechtler Professor Mezger zu mir, der meine Doktorarbeit sehr gut behandelt und auch gegen Angriffe des Studentenbundes verteidigt hat: Ich konnte ihm bestätigen, daß er mich

gefördert und mir in der Doktorarbeit eine sehr gute Note gegeben hat, obwohl er wußte, daß ich kein Nazi war. Insgesamt war das einer der Fälle, in denen ich eigentlich mehr Dusel als Geschick hatte. Denn ich hätte ja auch Pech haben können: Wäre ich an einen Nazi geraten, dann hätte man mich womöglich eingesperrt. Diesen Persilschein konnte ich also wirklich verantworten.

Schmid: In den Staatsdienst wurden Sie dann nicht übernommen, wie Sie schon erwähnt haben. Es hieß zwar, Sie seien fachlich hervorragend, aber politisch unzuverlässig. Hat Sie das damals eigentlich getroffen, denn aus heutiger Sicht ist das ja eigentlich eine Auszeichnung?

Gritschneder: Ja, das kann man sagen. Der Präsident des Oberlandesgerichts mußte nach den drei Jahren Referendarszeit eine Begutachtung abgeben. Er hat da hineingeschrieben, daß ich ganz tüchtig sei, und hat in dem Punkt eine positive Kritik abgegeben. Er hat dann aber weiter geschrieben: "Gleichwohl kann ich die Zulassung nicht empfehlen, weil er politisch nicht zuverlässig ist, wie die Äußerungen der Partei zeigen." Mit anderen Worten, die Justiz hat hier gekuscht vor der Partei: Das ist das Beschämende für die Justiz. Weil die Partei es der Justiz verboten hat, mich zuzulassen, bin ich also nicht zugelassen worden. Das war zunächst einmal im Jahr 1939. Im Jahr 1942 wurde ich dann noch einmal abgelehnt. Aber ich konnte ja absehen, wann die Nazis verschwinden: Mir war völlig klar, daß das nur einige Jahre dauern kann. Das hat damals zwar sonst niemand geglaubt, aber in Wirklichkeit war es ja dann so. Im Jahr 1945 ging ich dann zu den Amerikanern und habe gesagt: "Ich bin Jurist und möchte jetzt zugelassen werden." Da bekam ich als Antwort: "Ja, warum waren Sie denn nicht bei der Partei?" - "Jetzt fragen Sie mich das auch noch! Zwölf Jahre lang bin ich gefragt worden, warum ich nicht zur Partei gehe." Sie haben dann im Dokumentationscenter nachgesehen: Ich war tatsächlich nirgendwo dabei gewesen. Die Amerikaner haben mich dann im Juli 1945 endlich als Anwalt zugelassen.

Schmid: Nach dem Krieg haben Sie ja miterleben müssen, daß einige Richter, die im Nazi-Deutschland hohe Positionen inne hatten, in der Bundesrepublik übergangslos Karriere gemacht haben.

Gritschneder: Ja, ja, so war das.

Schmid: Das muß Sie doch verbittert haben.

Gritschneder: Was heißt "verbittert"? Ich mußte eben feststellen, daß der schwarz-weiß-rote Bazillus, also der Hakenkreuz-Bazillus, noch keineswegs gestorben war. Es ist unglaublich, daß solche Leute später immer weiter Karriere gemacht haben. Von Filbinger ganz abgesehen, aber es gab da z. B. Theodor Maunz, den Staatsrechtler, oder den Verfassungsrechtler Willi Geiger: Das waren lauter Leute, die im Dritten Reich aktiv Unrecht begangen haben. Maunz hat z. B. in seinen Schriften die Meinung gelehrt: "Der Führer ist Schöpfer des Rechts. Er ist der maßgebende Interpret des Rechts, der Führer ist der Vollstrecker des Rechts... gegen den Führer gibt es keine juristische Position." So einen Mann machte die CSU zum Kultusminister, und Franz Josef Strauß hat ihm dann auch noch den höchsten Orden verliehen: die Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft. Da kann man nur mehr den Kopf schütteln darüber, daß so etwas passiert ist. Es gab eine ganze Menge solcher Fälle. Wir haben im „Institut für Zeitgeschichte“ in München, in dem ich ja mitarbeite, eine Liste angelegt von diesen Nazirichtern, die immer wieder etwas geworden sind. Es bleibt ein Rätsel, warum das alles nachher so weitergegangen ist. Ein unglaubliches Beispiel dafür – ich besitze die Akten dazu – ist Herr Wölzl: Dr. Wölzl war der Vorsitzende des Sondergerichts im Prozeß gegen Rupert Mayer. Ich habe dann nach dem Krieg mit ihm korrespondiert, und da hat er mir folgendes mitgeteilt: "Ich verehere Pater Rupert Mayer sehr. Ich wollte da

eigentlich mein Richteramt niederlegen, denn das hat mir nicht gepaßt. Aber familiäre Gründe haben mich davon abgehalten." Ich habe ihn dann gefragt, welche familiären Gründe das denn gewesen sind: Wölzl war mit einer polnischen Volljüdin verheiratet, und die Nazis haben dagegen nichts unternommen, solange er am Sondergericht die richtigen Urteile verhängte. Das ist ein Vorfall, der aktenmäßig belegt ist, denn ansonsten würde man so etwas ja gar nicht glauben. So ist das im Dritten Reich zugegangen.

Schmid: Als Sie damals als junger Soldat eingezogen worden sind, hatten Sie noch ein wenig Glück im Unglück: Sie sind nämlich zum Sanitätsdienst gekommen. Hat man gedacht, daß einer mit Dokortitel ein Arzt sein müsse?

Gritschneider: So ist es ungefähr gewesen. Ich stand da mit einigen anderen hundert Leuten auf der Wiese, und ein Feldwebel mit einer beneidenswerten Stentorstimme hat die Namen aufgerufen: Dr. Sowieso, Dr. Soundso, Dr. Gritschneider links raustreten!" Ich dachte mir, daß ich wahrscheinlich den Nachrichtentruppen oder so etwas Ähnlichem zugeteilt werden würde. Aber ich wurde zum Sanitätsunterarzt-Kurs geschickt. Dort wurde ich dann wieder gefragt, was ich denn für Prüfungen gemacht und wo ich gearbeitet habe. Ich sagte, ich wäre in der Poliklinik in München gewesen. "Oh, in München sind Sie gewesen, sogar in der Poliklinik!", wurde mir da erwidert. "Ja, mit zwölf Jahren, weil ich krank gewesen bin. Ich bin nämlich gar kein Arzt, sondern bloß Jurist, denn wenn ich Arzt wäre, dann wäre ich wahrscheinlich zur Feldbäckerei gekommen!" Aber mir wurde gesagt, ich solle trotzdem bleiben, denn man würde mich als Nicht-Mediziner u. a. als Schriftführer brauchen können. Das war eben mein Glück, daß ich bei der Sanitätstruppe bleiben konnte und auf diese Weise im Verlauf des Kriegs dann sehr viel Glück hatte. Wir waren zwar im Westen eingesetzt und haben dort Kranke und Verwundete "zusammengeklaubt", aber das war natürlich kein Vergleich zu wirklichen Fronterlebnissen.

Schmid: Ein gutes Ereignis, ein schicksalhafteres Ereignis sozusagen, gab es aber für Sie während des Kriegs: Sie haben nämlich Ihre Frau kennengelernt. Wie hat sich das zugetragen?

Gritschneider: Ich bin nach Dienstschluß – um fünf Uhr war ja immer Dienstschluß – im Elsaß mit dem Fahrrad spazierengefahren und kam dabei nach Thann, einem wunderschönen Städtchen. Ich sah dort, wie eine junge Frau im Moment den Rolladen eines Geschäfts herunterläßt, und fragte, ob ich noch schnell in den Laden kommen könnte. "Ja, wenn Sie etwas kaufen, dann schon", wurde mir geantwortet. Auf diese Weise habe ich das Fräulein Margarete Caesar kennengelernt. Wie der Blitz eben manchmal so einschlägt, habe ich mir gedacht: "Hoffentlich ist die nicht schon in festen Händen, denn das wäre doch eine Frau für dich." Ich habe mit den Eltern gesprochen, und es hat sich dann glücklich und unwahrscheinlich reibungslos ergeben, daß sie meine Frau wurde. Seitdem geht das prima: Ich kann mich für diese Fügung nur beim Schicksal, bei der Vorsehung, beim Herrgott und überhaupt rundherum bedanken. Ich denke oft daran, was aus mir geworden wäre, wenn ich mit dem Fahrrad nicht zufällig in dem Moment vorbeigefahren wäre und wir uns verfehlt hätten. Das ist also ein Schicksalszufall allererster Ordnung, den ich wirklich dankbar in Erinnerung habe.

Schmid: Es war also Liebe auf den ersten Blick?

Gritschneider: Ja, Sie werden da ja auch Erfahrungen haben: Plötzlich schlägt es eben ein, und es gibt einen Moment, in dem man sich sagt, daß das nun die Richtige sei – und sie war es auch wirklich.

Schmid: Wie haben denn die Eltern Ihrer Braut darauf reagiert?

Gritschneider: Ganz gut. Der Vater stammte sowieso aus Oldenburg, die Mutter war

Elsässerin. Beide haben das ganz positiv beurteilt und gesagt: "Ja schon, aber Sie sind Soldat und erst Referendar, wie wollen Sie denn das machen später?" - "Wenn ich den Krieg überlebe, dann kann ich meine Frau leicht ernähren", habe ich geantwortet. Sie haben zwar die Sorgen mit mir geteilt, die man im Januar 1941 haben mußte, aber sie haben das insgesamt positiv aufgefaßt, und ich bin dann auch prima ausgekommen mit ihnen. Im Grunde waren das ja Alemannen: Die Mutter war Elsässerin, und der Vater stammt aus Oldenburg. Sie waren zwar französische Staatsangehörige, aber sie waren deutschen Blutes, deutscher Herkunft und deutscher Kultur. Das ging wirklich ausgezeichnet.

Schmid: Sie haben in Ihrer langjährigen Tätigkeit als Anwalt ja nie einen Scheidungsprozeß übernommen. Sie selbst führen eine lange und glückliche Ehe: Haben Sie ein paar Tips für Jungverheiratete, damit die Ehe gut geht?

Gritschneder: Das weniger. Sie werden sicherlich wissen, warum ich keine Scheidungsprozesse führe, die ja oft sehr honorarträchtig sind. Der Staat wird nämlich bei uns in seiner Kompetenz überschätzt. Der Staat ist von Natur aus nicht berechtigt, Ehen zu scheiden: Das trotzdem zu tun, ist - wie vieles andere auch - eine Anmaßung, die die preußisch-bismarcksche Rechtsprechung in ihrer Omnipotenzsucht an sich gerissen hat. Wo nimmt der Staat denn das Recht her, eine Gemeinschaft, die älter ist als er - nämlich die Ehe, die einen Rang höher steht als der Staat - einfach zu scheiden? Eine junge, tüchtige Richterin von vielleicht 30 Jahren kann heute bei uns in dieser Sache Richterin spielen und sagen: "Die Ehe ist zerrüttet, das kann ich hier feststellen, und deshalb wird diese Ehe geschieden." Das ist eine solche Anmaßung, daß ich es nur ablehnen kann und da nicht mitwirken will: Der Staat ist nicht befugt, in vorstaatliche Rechtsgemeinschaften dispositiv einzugreifen. Und es ist ja auch noch so, daß unser sehr unglückliches Scheidungsrecht eine Besonderheit hat, die Sie vielleicht nicht kennen: Wenn meinetwegen in einer Ehe die Frau fremdgeht und damit die Ehe zerrüttet, dann kann sie selbst als Verursacherin der Zerrüttung die Scheidung begehren. Da muß der Mann Unterhalt zahlen, obwohl er daran völlig unschuldig ist: Er muß daher so eine Ehebrecherin dann auch noch alimentieren. Das ist ein solcher Unsinn, daß ich nur wieder sagen kann, daß ich da nicht mitmache, weil das eben falsch ist.

Schmid: Wenn nun Ihre Tochter an einen Mann gekommen wäre, der sie mißhandelt oder so etwas Ähnliches: Was würden Sie ihr denn dann raten? Hätten auch Sie dann zur Trennung geraten?

Gritschneder: Das muß sie selbst wissen. Ich bin ja nicht der Stellvertreter meiner Kinder. Wenn eine Tochter einmal 20 oder 30 Jahre alt ist, kann es manche Probleme geben, aber da würde ich gar nichts raten: So etwas muß sie selbst nach ihrem Gewissen entscheiden. Der oberste Gerichtshof ist ja das eigene Gewissen. Wenn sie glaubt, sich von der staatlichen Ehe scheiden lassen zu müssen, dann muß sie das selbst verantworten. Ich kann ihr dabei nicht helfen.

Schmid: Sie selbst haben ja neun Kinder und 28 Enkel. Sind Sie ein leidenschaftlicher Vater und Großvater?

Gritschneder: Leidenschaftlich? Ich bin es eben gerne. Ich sehe in der Familie eigentlich die wichtigste Funktion eines Mannes. Das war übrigens bei den alten Juden auch schon so: Die Juden hatten einen sehr starken Familiensinn. Es ist also gar nicht so selten, daß die Familie als oberster Wert im Staat geachtet wird. Ich bin froh, daß alle gesund sind. Inzwischen haben wir uns auch ein Haus gekauft: Mein Vorteil ist eben, daß ich wirklich unabhängig bin. Ich war nicht bei der Partei, habe keine Affären zu verbergen und bin finanziell völlig unabhängig, weil unser "Geschäft" ganz gut geht. Politisch

kann ich mich nicht engagieren, weil alle Parteien so viele Macken haben, daß man da gar nicht mitmachen kann. Diese völlige Unabhängigkeit in finanzieller und politischer Hinsicht gestattet es mir, meine Meinung offen zu sagen und zu schreiben. Es ist ein Vorteil dieses Staates, daß solche Leute wie ich überhaupt zu Wort kommen können. Insofern bedauere ich unseren Staat nicht, der die Freiheit auf seine Fahnen geschrieben hat.

Schmid: Sie selbst haben ja auch einen kurzen Ausflug in Politik unternommen: Sie haben 1948 als Stadtrat in München kandidiert.

Gritschneder: Da sind Sie sehr gut orientiert.

Schmid: Sie haben als parteiloser Katholik kandidiert. Ich kann mir vorstellen, daß es gar nicht so einfach war, so etwas ohne einen Parteiapparat im Hintergrund zu machen.

Gritschneder: Das ging damals schon noch. In der Gemeinde, auch in einer größeren Gemeinde wie München, kann sich der einzelne mit Bekanntschaften und persönlichen Begegnungen noch einigermaßen durchsetzen. So viele Freunde und Bekannte hatte ich also schon, daß die Stimmen für eine Wahl ausreichten. Im Bundesland oder im gesamten Bund kann natürlich ein Parteiloser als Waffenloser eigentlich nicht reüssieren. Man kann aber sehen, daß bei den Wahlen in den Gemeinden die Parteilosen – oder Parteilosen, wie es heißt – immer wieder gewählt werden: Dort ist es leichter, genügend Stimmen zu bekommen. Ich habe das also vier Jahre lang mitgemacht, und seitdem graust es mir vor den Intrigen, der Eilbogenmentalität und den sachlichen Inkompetenzen, die so ein Stadtrat entwickelt. Ein Beispiel dafür: Ich habe den Antrag gestellt, zum siebzigsten Geburtstag des Papstes eine Straße nach ihm zu benennen – die heutige Pacellistraße. Die CSU hat mir da aber sofort die Schau stehlen wollen und hat gesagt: "Ja, aber nach einer lebenden Person ist noch nie eine Straße benannt worden." Ich habe dann nur gesagt: "Was ist mit der Hindenburgstraße, der General-von-Epp-Straße? Und außerdem ist Pacelli kein Mann, der schon morgen eine andere Politik vertritt. Ich meine, der ist mit München so verbunden, daß er hier in München eine Straße, die nach ihm benannt ist, verdient." Die CSU hat dann, ohne daß ich das wußte, diesen Antrag in Sachen Pacellistraße gestellt, der dann auch nach einigen Schwierigkeiten genehmigt worden ist. Da bin ich dann aber doch aufgestanden und habe gesagt: "Ich bedanke mich für die Einsicht der CSU, nun meinen Antrag doch zu favorisieren", und las den Satz vor, der dort im Sitzungssaal an der Wand stand: "Die im Irrtum verharren, das sind die Narren, die vom Irrtum zur Wahrheit reisen, das sind die Weisen". Das merken Sie sich, und wenn Sie wieder einmal einen Mangel an guten Gedanken haben, dann wenden Sie sich an mich." Das haben die von der CSU gar nicht leiden können, daß sie so schwach angesprochen wurden. Aber es ist eben so: Der eigentliche "Erfinder" der Pacellistraße bin ja ich. Das bedaure ich auch gar nicht, denn das war doch ein Mann, der eine solche Erinnerung an München verdient.

Schmid: Der Stadtrat und dabei vor allem die kleinen Parteien haben Ihnen ja noch etwas anderes zu verdanken: die Abschaffung der Fünfprozentklausel.

Gritschneder: Ja, das haben Sie gut recherchiert. Man hatte ein Gesetz gemacht - im Gemeindevahlgesetz befand sich ein entsprechender Paragraph – in dem stand, daß diejenigen, die nicht mindestens fünf Prozent bekommen, als nicht gewählt betrachtet werden. Ich bin deswegen zum Bayerischen Verfassungsgerichtshof gegangen und habe gesagt: "Das ist ungerecht. Das mag für die Parteien im Bundestag und im Landtag richtig sein, denn dort mögen kleine Splitterparteien vielleicht eher störend wirken. Aber in der Gemeinde ist es nun einmal so, daß die einzelnen Persönlichkeiten eine größere Rolle spielen." Diese Klausel in dem bereits verabschiedeten Gemeindevahlgesetz ist danach für ungültig erklärt worden. Heute noch

verdanken die kleineren Parteien in München und überall sonst ihr Schicksal mir, weil ich damals diese verfassungswidrige Klausel habe aufheben lassen. Das ist meines Wissens der einzige Fall in der Bundesrepublik, in dem einmal eine Fünfprozentklausel für verfassungswidrig erklärt worden ist. Es freut mich dann eben doch, wenn die Gerechtigkeit ab und zu zum Sieg gelangt.

Schmid: Wenn Sie heute die Politik beobachten, haben Sie dann das Gefühl, daß die kleinen Parteien wirklich etwas bewirken können?

Gritschneider: In der großen Politik wohl nicht, denn auf diesem Gebiet sind sie einfach waffenlos, in der Gemeinde können sie jedoch schon etwas bewirken. In der Gemeinde läuft die Politik doch noch eher über die Persönlichkeit ab: Da sind sie auch wirklich ganz tüchtig und sachbezogen. Aber in der großen Politik hat man es mit der Masse zu tun - mit dem Problem der Massenpsychologie -, und da ist man dann schon darauf angewiesen, den Leuten auch ein wenig nach dem Mund zu reden. Das macht der Herr Ministerpräsident ja ganz geschickt, der ein ehrlicher und sehr bemühter Politiker ist, der aber auch darauf achten muß, daß er es sich mit den Masseninstinkten nicht verdirbt. Er hat daher auch schon manches gesagt, was mir nicht paßt. Er ist z. B. für die Wehrpflicht, und das ist nun einmal ein schwieriges Kapitel. Bei der Staatsangehörigkeitsdebatte haben Sie ja gesehen, daß er einen ganz kräftigen Trumpf gezogen hat mit seiner Unterschrift gegen die doppelte Staatsbürgerschaft. Er ist also im guten Sinne demagogisch ganz gut geschult - und meint es auch gut und bewirkt auch viel Gutes. Aber er muß furchtbar Rücksicht nehmen auf die Instinkte der Massen. Diese Biergartenverordnung - daß man den Biergartenlärm bis um Mitternacht ausdehnen darf - ist z. B. so ein Unsinn. Das macht er nur deshalb, weil die Leute so etwas gerne hören. Ich bin aber davon überzeugt, daß er selbst in Wirklichkeit ausziehen würde, wenn er neben so einem Biergarten wohnen würde. Das ist so ein Zugeständnis an den Instinkt der Masse, der mir gar nicht imponiert.

Schmid: Nach Ihrem Ausflug in die Politik haben Sie sich wieder ganz Ihrer Anwaltskanzlei widmen können. Sie haben da dann ja auch einige spektakuläre Fälle übernommen. 1964 haben Sie den Herausgeber des "Spiegel", Rudolf Augstein, gegen Strauß verteidigt. Wie hat denn Strauß damals darauf reagiert?

Gritschneider: Mitten im Gerichtssaal, das Gericht war noch da, ging Strauß auf mich los - das stand damals auch in der Zeitung -, die Reporter kamen auch gleich gelaufen, um zu sehen, ob es vielleicht eine Rauferei gäbe, und sagte: "Herr Rechtsanwalt, das werden Sie noch bereuen!" Ich sagte dann nur: "Ja, Herr Strauß, muß ich jetzt gleich nach Spanien fahren, oder werde ich jetzt hier verhaftet? Wie ist das eigentlich? Ich habe mich im Dritten Reich ein bißchen gefürchtet, aber Sie fürchte ich überhaupt nicht - nur daß Sie das wissen." Aber was hätte er mir schon tun können? Einen Anwalt, der seinen Mandanten vertritt, so dumm anzureden - "Das werden Sie noch bereuen!" -, war schon eine Spezialität von Strauß.

Schmid: Wie ist denn der Prozeß damals ausgegangen?

Gritschneider: Augstein mußte zum Teil etwas widerrufen, nämlich den Vorwurf der Bestechung. Später jedoch, nachdem sich einiges andere noch herausgestellt hat, hat Augstein diesen Widerruf freilich abermals widerrufen: Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die CSU doch ganz gewaltige Rechtswidrigkeiten begangen hatte. Augstein hat dann im "Spiegel" ganz offiziell seinen Widerruf widerrufen. Ich wartete darauf, daß deswegen vom Prozeßgegner etwas kommen würde. Sie haben aber den Mund gehalten und darauf nicht mehr reagiert, so daß Augstein also recht hatte - aber von einem etwas befangenen Gericht nicht ganz recht bekommen hat. Normalerweise ist es eben so: Wenn man einen Widerruf

widerruft, dann müßte sich die Gegenpartei eigentlich rühren. Aber das haben sie nicht gemacht.

Schmid: Diese ganze Sache hatte damals für Sie ja auch Konsequenzen in der katholischen Presse, in der Sie bis dahin engagiert gewesen sind. Sie haben wohl ein wenig Berufsverbot erhalten.

Gritschneder: Ja, es war schon eine sehr armselige Rolle, die die Bischofskonferenz da gespielt hat. Sie haben mir in aller Form verboten, dort zu schreiben: Chefredakteur war damals Herr Weißkirch, und er hat mir förmlich mitgeteilt, daß es die Bischofskonferenz nicht mehr haben will, daß ich in den katholischen Zeitschriften weiterhin Kommentare schreibe. Diese Kommentare wurden eigentlich immer ganz gern gelesen, aber von da an durfte ich nichts mehr schreiben. Man hat mir aber noch gesagt – und das war nun besonders armselig: "Vielleicht können Sie ein Pseudonym verwenden? Oder machen Sie es doch so, daß Ihr Kanzleikollege die Artikel unterschreibt, denn die Artikel selbst hätten wir schon ganz gerne." Ich meinte daraufhin nur: "Nein, das machen wir nicht. Wenn mir die Bischofskonferenz – beeinflußt wohl von Strauß – für Ihre Zeitschriften ein Schreibverbot erteilt, dann ist das zum Schaden Ihrer Leser. Ich finde Redaktionen genug, die meine Weisheiten schätzen." Das war schon ein beschämendes Stück katholischer Innenpolitik, daß man einem Mann wie mir wegen dieser Strauß-Geschichte das Schreiben verbietet. Das vergesse ich natürlich nicht, und das mindert meinen Respekt vor den Bischöfen natürlich ganz gewaltig. Dann kam ja noch diese schon erwähnte Faulhaber-Geschichte mit hinzu: Es ist schon schade, daß man als Katholik solche Kritik üben muß, aber die Kritik ist hier wirklich angebracht. Vielleicht ist das ja auch eine positiv wirkende Kritik, so daß sie allmählich etwas daraus lernen.

Schmid: Sie waren freilich auf diese Honorare finanziell nicht angewiesen, denn Sie haben eine sehr erfolgreiche Kanzlei betrieben. Gehen Sie da eigentlich heute noch hin, oder haben Sie das ganz den Söhnen überlassen?

Gritschneder: Der eigentliche Macher ist mein Sohn Konrad Gritschneder, ein sehr begabter Anwalt mit großer Freude am Beruf und auch großen Erfolgen. Ich will hier natürlich die Mandanten, die wir zu vertreten haben, nicht nennen. Ich bin schon noch Mitglied der Kanzlei, aber von Ludwig Thoma und seinen Romanen habe ich gelernt, daß der alte Bauer dann auch seinen Mund halten soll, wenn er "übergeben" hat, weil sich nämlich der junge Bauer sehr ärgert, wenn der alte jeden Morgen sagt: "Wir haben das so gemacht, und wir haben das überhaupt alles ganz anders gemacht usw." Ich sage daher gar nichts. Wenn ich freilich nach meinen Erfahrungen befragt werde, dann gebe ich selbstverständlich Antwort. Aber mich einzumischen in dem Sinn, daß die Aktenordner hier oder dorthin gehören würden oder daß man irgendwelche Sachen anders machen müßte, habe ich ängstlich vermieden. Das war wirklich ein guter Tip von Thoma, denn Konrad braucht von mir natürlich überhaupt keine Weisungen, sondern macht das besser, als ich das noch machen könnte. Die älteren Herrschaften – auch auf dem Land – sollten sich gut merken, daß der alte Bauer dem jungen – wenn er tüchtig ist – uneingeschränkt die Vollmacht überlassen soll. Ich bin zwar selbst noch Mitglied in der Kanzlei und könnte von daher auch alles Mögliche veranlassen, aber das tue ich nicht. Das hat sich so, wie es ist, sehr bewährt. Meine drei jüngsten Söhne sind alle Anwälte geworden. Konrad leitet die Kanzlei, und Florian leitet den Pressedienst, denn wir geben ja einen juristischen Pressedienst heraus, in dem mittlerweile schon 40000 Artikel erschienen sind. Mein anderer Sohn Thomas ist als Anwalt in einer großen Wirtschaftskanzlei am Marienplatz tätig. So können wir eigentlich gar nicht klagen über den schlechten Status von Anwälten: Wenn sie tüchtig sind und gut arbeiten, dann geht es ihnen allen recht gut. Wir haben dann auch noch einen Patentanwalt in der

Familie. Der älteste Sohn ist nämlich Patentanwalt: Das ist etwas ganz Vornehmes. Es gibt dann auch noch einen Architekten und einen Baumaschinen-Fachmann. Ich bin also mit der wirtschaftlichen Lage, die meine Söhne selbst entwickelt haben, recht zufrieden. Daher brauche ich heute auch weniger Geld als je zuvor. Wirkliche finanzielle Sorgen hatten wir freilich sowieso nie.

Schmid: Sie sind aber nicht der Typ, der sagt, daß er jetzt nur mehr auf Freizeit macht und sich nicht mehr darum kümmert, was da läuft.

Gritschneider: Nein, das kann man ja nicht: Man kann ja nicht nur Kreuzwörter lösen, Radio hören und Fernsehen schauen. Diese Pornographie und diese geistlosen Sendungen, die das Fernsehen den Zuschauern auf großen Strecken anbietet, sind natürlich ein Unsinn: fünf oder zehn Prozent sind möglicherweise wirklich schöne Sendungen, aber das genügt nicht, um die Freizeit auszufüllen. Nein, ich schreibe ganz gern, halte Vorträge, rühre mich und habe natürlich innerhalb der Familie auch einiges zu tun. Ich bin also nicht der Typ, der in der Früh Kreuzwörter löst, dann einen Kaffee trinkt, sich dann wieder ins Bett legt und den restlichen Tag fernsieht. Denn darin liegt natürlich auch eine Gefahr des Fernsehens. Wobei man schon auch sagen muß, daß es natürlich auch einige gute Sendungen gibt: Unsere Sendung z. B. wird hoffentlich auch ernst genommen. Aber ich bemühe mich schon - vor allem auch schriftstellerisch und durch Vorträge -, noch etwas zur Erkenntnis der Menschen und zum Frieden in der Menschheit beizutragen. Was mich immer sehr freut, ist, daß ich bei den Schülern ganz gut ankomme. Auf dem Gymnasium sind sie immer froh, wenn sie von einem echten Zeitzeugen etwas hören können. Wer den Rupert-Mayer-Prozeß mitgemacht hat und wer das Dritte Reich mit mehr Glück als Verstand überlebt hat, ist für sie ein interessanter Typ. Das mache ich ganz gerne, und das befriedigt mich auch sehr. Vielleicht ist das auch ein Grund für meine Gesundheit und meine Lebhaftigkeit. Ich kann mich daher beim Schicksal oder beim Herrgott nur bedanken für die Situation, in der ich jetzt bin.

Schmid: Sie haben ja auch noch ganz enorme sportliche Leistungen vollbracht, denn Sie sind mit Ihrer Frau an die zwanzigmal zu Fuß von München nach Brixen gewandert.

Gritschneider: Das hat möglicherweise auch zu unserer Gesundheit beigetragen. Wir sind wirklich von der Haustür weg nach Brixen gewandert: Das sind ungefähr 220 bis 230 Kilometer. Wir sind täglich 20 Kilometer weit gegangen, und das dann eben elf Tage lang: Mit dem Rucksack auf dem Buckel sind wir da jeden Tag früh morgens um sieben Uhr los und haben dann z. B. nach zwei Stunden die erste Pause gemacht. 20 Jahre lang sind wir also jedes Jahr zu Fuß über die Alpen gegangen: durchs Zillertal und später dann links den Eisack entlang hinüber nach Brixen. Wir hatten das Gefühl, daß uns das wirklich gut tut und daß das ganz gesund ist. Meine Frau und ich haben das jedes Jahr bewältigt - mit ein bißchen Muskelkater zwar, aber es ist doch gegangen. Zwanzig Mal haben wir das gemacht, aber jetzt haben wir dafür natürlich nicht mehr die notwendige Kraft.

Schmid: Wie lange haben Sie das gemacht?

Gritschneider: Ja, insgesamt zwanzig Mal bis vor ungefähr drei oder vier Jahren. Das ging so ungefähr bis zu meinem 80. Lebensjahr, wenn ich mich nicht täusche. Das genaue Jahr, wann wir das letzte Mal gegangen sind, weiß ich jetzt gerade nicht mehr. Aber heute können wir natürlich keine 20 Kilometer mehr pro Tag mit dem Rucksack gehen.

Schmid: Wie halten Sie sich heute noch fit?

Gritschneider: Durchs Radfahren natürlich. Ich habe mir auch so ein Rudergerät gekauft, und ich gehe mindestens ein bis zwei Stunden spazieren jeden Tag. Die

Ärzte sagen zu mir: "Rühren Sie sich, Sie müssen sich bewegen, das ist die wichtigste Medizin für Sie." Meine Frau ist Gott sei Dank auch in der Lage, da mitzumachen. Nun gehen wir eben an der Isar entlang spazieren. Oder fahren mit dem Rad durch den Park in Harlaching - das sind so zwischen 15 und 25 Kilometer –, wenn das Wetter danach ist. Das tut uns auch ganz gut. Ich meine immer, die einfachen Dinge sind oft die wichtigsten Dinge, nämlich sich zu rühren und Rad zu fahren.

Schmid: Die Enkelkinder halten einen wahrscheinlich auch noch ganz gut auf Trab.

Gritschneider: Auch das, da habe ich auch noch manches zu tun. Manchmal werden wir auch eingeladen, mit dem Auto z. B. nach Brixen zu fahren, denn einer unserer Söhne hat ein schönes großes Auto. Wir machen dann wieder einmal einen Besuch bei all den Familien, die wir dort kennen. Wir haben ja früher bei diesen zwanzig Mal immer auch diese Familien besucht: Hochzeiten, Geburten, Sterbefälle usw. Die sind ja quasi böse, wenn wir heute nicht mehr kommen.

Schmid: Dann wünsche ich Ihnen weiter eine gute Gesundheit, viel Freude mit Ihrer Familie und immer wieder die Bestätigung, daß sich Ihr kritischer Blick auf unser Jahrhundert auch lohnt und auswirkt.

Gritschneider: Schauen wir eben, daß wir ein bißchen etwas bewirken können. Es sind Mosaiksteine, die man zusammensammeln muß, um das Zeitgemälde wahrheitsgemäß erstellen zu können. Daher vielen Dank für Ihr Interesse daran.

Schmid: Vielen Dank, daß Sie da waren.

Gritschneider: Bitte sehr.

Schmid: Zu Gast bei Alpha-Forum war der Autor und Anwalt Otto Gritschneider, vielen Dank fürs Zuschauen und auf Wiedersehen